

Von Andre Theuriet.

Der Doktor v. Marois war unvermählt geblieben. Er verabsäumte nie, sich damit zu brüsten, so oft er mit alten, jetzt verheiratheten Freunden zusammen war, und mit halb ironischer, halb mit leidiger Miene rühmte er sich vor ihnen gern, wie wunderbar er sich das Leben eingerichtet habe. In der That betrubeten die Maßnahmen, die er zur Sicherung seines häuslichen Glückes getroffen hatte, einen praktischen, berechnenden, vorsichtigen und sogar etwas selbstsüchtigen Sinn. Er war Landarzt und wohnte bei seiner Schwelster, die an einen Großgrundbesitzer in der Gegend des Plateau von Langres verheirathet war. In seiner Familie war kinderlos, und sonach hatte der Doktor den Spektakel einer larmenden Horde von Vätern nicht zu fürchten.

Er hatte es also eingerichtet gewußt, daß er die Annehmlichkeiten des Familienlebens genöthigt, ohne von seinen Schattenseiten etwas zu verspüren, und er konnte sich daher wohl rühmen, er habe für die Ruhe und Glückseligkeit seiner alten Tage in kluger Weise vorgesorgt. Gesund, nicht zu beliebt und auch nicht zu mager, war er noch im vollen Besitz seines Haupthaars und seiner sämmtlichen Zähne; er war gut zu Fuß, hatte gute Augen, einen tüchtigen Appetit, und dieses vollständige Wohlbehinden machte ihn in seinem reiferen Alter zu einem lebenswürdigen und fröhlichen Gesellschafter. Er konnte deshalb mit gutem Grunde noch auf eine lange Reihe glücklicher Tage rechnen.

Bis zum Alter von sechzig Jahren ging alles gut; aber in demselben Jahre, wo er sein 12. Lustjahr vollendete, starb sein Schwager plötzlich. Er war die Seele und der Stütze des Haushaltes gewesen. Seine Wittve, die gewohnt gewesen war, ihm alle alltäglichen Sorgen zu überlassen, wurde durch diesen jähen Todesfall ganz aus dem Gleichgewicht gebracht. Ihre Gesundheit wurde dadurch in dem Maße beeinträchtigt, daß Herr von Marois genöthigt war, eine Haushälterin anzunehmen.

Diese aus der Bourgogne stammende Haushälterin war den Vierzigern nahe, sah feuerroth und lustig aus wie ein Weinblatt im September, hatte krause, schwarze Haare, eine vorstehende Stirn und zornig blühende braune Augen. Wegen eines Nichts gerieth sie in Zorn, führte das große Wort, hatte eine feste Hand und war immer zum Widerspruch geneigt; dabei ein braves Mädchen und eine ausgezeichnete Köchin. Sie hatte bei dem Pfarrer von Saint Loup gedient und verstand treffliche Gerichte zu bereiten. Ihr Gebahren war golden und knusperig, ihre Braten gerade richtig gar, und in den süßen Speisen suchte sie ihresgleichen, bereit, daß sie trotz ihres heftigen Wesens den Doktor an seiner schwachen Seite gefast hätte. Denn er liebte einen guten Witz. Nach einem Jahre starb Marois's Schwager an einer abgehenden Krankheit. Der alte Junggeselle sah sich nun in dem großen Familienhause in den beiden Zimmern ganz allein.

Da begann er wahrzunehmen, wie eitel seine Berechnungen gewesen waren. Nachdem er lange Zeit hindurch die ungetriebene Heiterkeit seiner reiferen Jahre gerühmt hatte, sah er, daß jeder Abend mehr grauen Nebel als goldige Sonnenstrahlen mit sich bringt, und daß die Einsamkeit der Lebensabend raub und kühl ist für Leute, die sich gewöhnt haben, nur an sich selbst zu denken. Jetzt, wo Schwester und Schwager fehlten, wurde er schwerfälliger; eines Tages verspürte er in seinen Beinen ein beginnendes Gähnen und nahm wahr, daß er schwerfällig wurde. Das verdrub ihm die Lust zur Gesellschaft, und er wurde einsiedlerischer. Inmitten dieses Zustandes war Jean v. Marois, der einst so lebenslustig, er, der sich so laut rühmte, das Leben am richtigen, guten Ende angefaßt zu haben, bald so weit gekommen, daß er mit dem Prediger Salomonis sagte: „Weß Dem, der allein ist! Wenn er fällt, so ist kein Andern, der ihm aufhelfe.“

Der Doktor fühlte ein immer stärkeres Verlangen nach Eingezogenheit und hätte seine Praxis gern einem jüngeren Kollegen übertragen. Zum Mindesten hätte er gewünscht, nur noch einige alte Patienten besuchen und sich im Uebrigen auf Konsultationen während seiner Sprechstunden beschränken zu dürfen. Doch Micheline, die Haushälterin, wollte davon nichts wissen.

An einem Dezembertage, dem heiligen Abend, war er auf das Schloß Rouilles gerufen worden. Die Räte war schneidend; der seit etwa acht Tagen vom Himmel gefallene Schnee lag blinkend und hartgefroren über Feldern und Wegen; der Doktor hatte sich gegen den Mantel seines Kamins geduckt, die Füße in Pantoffeln gesteckt und hielt seine Hände einem schönen, hellbrennenden Feuer entgegen; er hatte nicht die geringste Lust, auszugehen. Von dieser Gleichgültigkeit wurde Micheline erittert, die für die Aufmerksamkeit der Schloßbewohner von Rouilles empfänglich war und sich ihre Geneigtheit erhalten wollte.

„So sind Sie nun einmal, Herr von Marois!“ rief sie achselzuckend, „selbstsüchtig bis auf die Knochen! Man denke nur: Sie werden das ganze Jahr hindurch von ihnen nicht aufmerktsam überhäuft und weigern sich Ihnen gelegentlich einmal einen Dinst zu erweisen.“

„Aber,“ versetzte Marois, „posthume!“

ich bei dieser Hundekälte hinausgehen, liege ich morgen auf der Seite.“

„Sie tront!“ entgegnete Micheline lebhaft, mit spöttischem Grinsen. „Sie sind betrieblüch, das ist alles!“

„Frostwetter ist nicht schön!“ seufzte der Doktor. Aber er wußte nichts mehr einzuwenden und sah voraus, daß er doch nicht das letzte Wort haben würde.

Er fügte sich daher, zog sich warm an und bestieg nach einem hastigen Frühstück seine Bichette, die auf dem Hofe stampfte.

Es war thatsächlich recht schön, wenn auch ziemlich kalt, und wäre der Doktor jünger und durch das Hoden am Kaminsfeuer weniger verweicht gewesen, so hätte er an diesem klaren Dezember-Nachmittage seine helle Freude haben können. Die Sonne schien leuchtend auf den Schnee und gab ihm eine eigene Perlmuttersärbung; die Wiesen und Wälder waren mit Reif bestreut, der sichgehärtete Boden ertönte kräftig unter den Füßen Bichettes, deren Rüstern in der eisigen Atmosphäre dampften, und die ausfliegenden Krähenjahren besupften den klablaunen Himmel mit schwarzen Punkten. Doch der Doktor war unempfindlich für die winterliche Pracht. Einmal allein auf der Straße nach Rouilles, tunkte er sich in seinem flanelgefütterten Mantel zusammen, zog die Klappen seiner Mütze über die Ohren und versank von Neuem in trübe Betrachtungen über die Noththeile der Einsamkeit und die Langeweile des Alters.

Ganz gewiß, dachte er bei sich, ich hätte in der Jugend klüger daran gehalten, zu heirathen. — Da es nun doch nicht ganz ohne weibliche Gesellschaft geht, so wäre es besser, mit einer Frau eigener Wahl zusammen zu leben, als fortwährend eine verdrehte und eigenwillige Haushälterin um sich zu haben. Ja, ich hätte heirathen sollen. — Ich hätte jetzt einen kräftigen Sohn, dem ich meine Praxis übergeben, und welcher der Sieden und Stab meines Alters werden könnte. Ich glaube allmählich, daß ich mein Leben doch nicht zum Besten eingerichtet habe.

Während er diese trübselige Litanei bellimmert und reuevoll herunterbetete, war er in Rouilles angelangt, dessen Wiese von den spigen Schloßbäumen überragte Dächer er rauden sah. Fünf Minuten später stieg er unter dem Portal dieses alten Herrenhauses vom Pferde, der einem Wächter und einem Schlosse zu gleicher Zeit ähnlich sieht. Wider Erwarten dauerte sein Besuch länger als gewöhnlich. Die Haushälterin litt an den Nerven; sie langweilte sich und war froh, daß sie den Doktor bei sich behalten konnte, um ihm ihr wirkliches oder eingebildetes Weh zu klagen. Sie nöthigte ihn, ihren Wunsch zu theilen; er sträubte sich nicht lange, denn Bichettes Trab hatte ihm den Magen ausgehöhlt. So kam es, daß er 5 Uhr schlief, als er wieder zu Pferde stieg.

Um 5 Uhr im Winter ist es dunkel und um den Weg abzuführen, war er gerade in den bergigen Pfad eingebogen, der den Hochwald von Montavoit in gerader Richtung durchschneidet. Da hörte er hinter sich auf dem Gestein das Klappern von Holzschuhen, und eine laute Stimme rief hinter ihm her:

„Heda! heda!“

„Agerlich! Hebe er sich um und unterhöhen im Dunkel des Wages einen großen Menschen, der athemlos herantam.“

„Sind Sie nicht der Arzt?“ fragte der Käufer, sobald er sich verschauelt hatte.

„Ja,“ erwiderte er in wenig lebenswürdigem Tone, „nun, und? Was giebt es noch?“

„Das giebt es, daß ich Sie zu der Forgette holen soll, die gehörige einwaageträgt hat.“

„Freund!“ brummte er, „die Nacht bricht herein, die Wege sind schlecht, und meine Stute ist müde. — Sag' der Forgette, sie soll morgen zu mir kommen!“

„Sie kann nicht, Herr von Marois, sie ist viel zu krank!“

„Em! Was fehlt ihr denn?“

„Sie sammelte Meißig im Rau de la Monnienne, gerade als ein Karren den Waldweg im Galopp herunterkam; sie kam dabei in einem Geleise zu Fall, und die beiden Räder sind ihr über den Leib gegangen.“

„Weufel!“ rief der Doktor, der in seinem Entschluß wankend wurde. — „Wohnt sie weit von hier?“

„Eine Viertelstunde, Herr, in la Grand Combe.“

„Vorwärts denn!“ sagte er seufzend, „sieh mir den Weg!“

Nach Verlauf von zwanzig Minuten erreichten sie den Grund von la Grand Combe, wo, in bleigrauen Schattengebüsch, hohe Buchen auf dem schneebedeckten Abhange eines frischen Holzschlages ihre schwarzen Stämme in die Lüfte streckten. An einer Wiegung des Frühlades sahen sie ein schwaches Licht durch die Ähren einer halb verfallenen Kederhütte schimmern.

„Wo ist da?“ rief der Mann, „hier ist die Wohnung der Forgette.“

Der Doktor fragte ab, und sie traten in die Hütte.

Der rauchige Schein eines Taglichtes, das in einem Erdhohlen saß, zeigte dem Doktor ein noch jugendliches Weib; gekrümmt, mit wirren Haaren und aschfarbem Gesicht lag es schneidend auf einem Haufen Roods und Farren ausgebreitet. Vier Holzschläger waren auf die Rande von dem Unglücksfall herbeigeeilt, umstanden die Verbundene so nahe, daß sie kaum zu sehen war, und verkehrten ebenso sehr aus Neugier wie aus Mitleid in dieser Stellung. Im Hintergrund der Hütte, dem Lager der Forgette parallel, stand eine Wiege aus

Weidengeflecht, in der ein anberthalbjähriges Kind weinte.

Herr von Marois trat zu der armen Frau heran und befühte mit linker Hand den abgemagerten Leib, aber die Augen die Wagenräder fortgegangen waren. Während dieser langen und eingehenden Unternehmung war die Forgette fortwährend leise Magelöne höri. Als der Doktor den Kopf wieder emporrichtete, versetzte sein Gesichtsausdruck nichts Gutes.

„Ohne Sie beständigen zu wollen, Herr Doktor,“ flüsterte der älteste von den Holzschlägern, „recht sehr schlecht!“

„Beide Weine sind gebrochen,“ antwortete Marois in demselben Tone, „aber das ist nicht das Schlimmste. Sie hat innere Verletzungen, und das Blut kann sie jeden Augenblick ertöden.“

„Sterbete haben ein feines Gehör, und Forgettes schwarze Augen hatten dem Doktor vielleicht schon von den Lippen abgelesen, was für eine unheilvolle Prophezeiung er vorbringen wollte, denn sie sagte mit schwacher Stimme:

„Nicht wahr, es ist zu Ende? ... Ich fühle es ... Mir brennt es in der Brust! ... O Gott, mir wäre es schon recht, daß ich fort soll, hätte ich nur nicht meinen armen kleinen Bengel!“

Als hätte er ihre Worte verstanden, erhob der kleine Bengel ein lautes Geschrei.

„Wer wird für ihn sorgen, wenn ich nicht mehr bin? ... Wer wird ihm zu essen geben? ...“

Zugleich bestieten sich ihre weit geöffneten Augen ängstlich auf die Gesichter der an der Thür stehenden Holzschläger, als wollte sie versuchen, aus ihnen eine Regung des Mitleids herauszuziehen; doch deren verlegene Blicke wichen den ihren aus, ihre Mienen blieben verschlossen.

„Aber man darf ihn doch nicht Hungers sterben lassen!“ fuhr sie mit noch herzereicherem Stöhnen fort. — „Armer Kleiner! ... Mein armer Kleiner! Ach, ich ersiede! ...“

Ihr Haupt sank auf das Moos zurück, röthlicher Schaum trat ihr vor den Mund, und ein leichtes krampfhaftes Zucken erschütterte ihren wunden Leib. Der Doktor war wieder zu ihr herangetreten, und nachdem er sie von Neuem schweigend untersucht, murmelte er:

„Es ist zu Ende, sie ist hinüber!“

Trotz seiner nicht geringen Selbstsucht fühlte sich der Doktor von Marois tief bewegt.

„Hört einmal,“ flüsterte er, „die Mutter ist todt, das Kind kann nicht hier bleiben. ... Ehe ich gehe, möchte ich wissen, wer von Euch sich seiner annimmt. ... Bedenkt, daß es nur für kurze Zeit ist, und nächster Tage wird es im Findelhause zu Langers untergebracht werden.“

Weder troß dieser Aussicht rührte sich Niemand; die Waise blieben zu Boden gesenkt und die Mienen unbeweglich.

„Da der kleine Bengel doch ins Findelhaus soll,“ bemerkte ein rothhaariger Holzschläger miträusch, „so wäre es klüger, ihn sogleich dem Gemeinbestand zu übergeben.“

„Was mich betrifft,“ erklärte der älteste der Holzschläger, „ich habe schon fünf Kinder, die für jeffen ehen.“

Die beiden anderen Holzschläger waren unverheirathet und versicherten hoch und heilig, sie hätten genug mit sich selbst zu thun.

Des Weins müde, beruhigte das Kind sich allmählich, und sein schläfriges Gesicht verzog sich eben jetzt zu einem leichtem Lächeln. Trotz der erbärmlichen Umgebung, in der der kleine Junge geboren war, sah er frisch und munter aus. Er hatte Augen, so schwarz wie Maulbeeren, krause Haare, einen süßen Mund und ein gewisses Aussehen.

„Aber wir können den Burschen doch nicht im Stiche lassen!“ dachte der Doktor bei sich; es ist das eine Frage der Menschlichkeit und des Gewissens.

„Postoufend!“ sagte er, „ihr hättet den Muth, das Kind dem Elend preiszugeben!“

„Nanu,“ antwortete der rothhaarige Holzschläger in spöttischem Tone, „worum, Herr Doktor, sollen wir armen Leute ihn füttern? Sie wären weit eher im Stande als wir, ihn aufzuziehen.“

„Schön!“ rief der so herausgeforderte, von der Eigenliebe nicht weniger als von Mitleid angespornte Doktor, „ich nehme ihn und will für ihn sorgen.“

Zugleich schritt er geradewegs auf die Weidenwiege zu, hob den Kleinen in die Höhe und wickelte ihn in seinen Mantel.

„So ist's recht, Herr v. Marois!“ rief der Holzschläger mit den fünf Kindern.

„Das ist echte Barmherzigkeit!“ fügte der Rothhaarige hinzu, „Sie sind ein edler Mensch!“

Ein wahres Konzert überlauter Lobeserhebungen begleitete den Doktor, während er sich auf seine Stute schwang und mit dem in seinem Mantel gehüllten Kinde sich im Sattel zurechtsetzte.

Nachdem die Stimmen der Holzschläger im Dunkel verhallt waren, begann der durch ihre Lobsprüche in des Doktors Kopf erzeugte leichte Rausch sich zu verflüchtigen, und er kehrte zu nüchternen Betrachtungen zurück.

Wie wird Micheline mich empfangen, wenn sie diesen Schreibfals hört! ... Ein hübsches Weichnachtsfestchen! ... Ich glaube, ich habe eine Dummheit begangen.“

Schritt seines Thieres mit einem Ruck. Ihm war es, als würde er dadurch, daß er Zeit gewönne, auch größere Festigkeit erlangen, um den ersten Ansturm der erregbaren Haushälterin entgegen zu können. Er suchte nach einem Ausfallsmittel, und die Erklärung allmählich anzubahnen. Wie ein Schüler, der heimlich die Schule geschwänzt hat, stieg der Doktor vorsichtig vom Pferde und stieß, immer das schlafende Kind auf dem Arm, mit dem Fuß ganz leicht den Thorweg auf. Einmal in der Nähe des Stalles, eilte er verstohlene Weise auf einen dunklen Flur, legte es nebst, in der noch warmen Badstube ab, ging dann wieder leichtfüßig auf den Hof hinunter und knallte mit der Peitsche, als sei er eben erst angekommen. Es war Zeit: denn Micheline, die den Schritt des Pferdes gehört hatte, kam mit Licht herbei.

„Sind Sie endlich da?“ rief sie mit wenig lebenswürdigem Stimme, während der Knecht die Stute abführte.

Dann sagte er ganz laut in seinem verhöhltesten Tone:

„Ja, ich bin es Micheline! ... Wahr und wahrhaftig,“ versetzte die Haushälterin leidend, „für einen verhandigen Menschen ist das eine eigenartige Zeit zum Nachhausekommen! Das Abendbrod wartet schon eine Ewigkeit auf Sie, und der Branen wird jetzt verdorben sein!“

Mit einer wahren Armesündermienz gelangte der Doktor in das Schlafzimmer. Ein schönes Feuer brannte im Kamin, und dies ermutigte ihn ein wenig, trotz der eifigen Kude der Haushälterin, die um den Tisch herumsetzte und sich in ein unheilberühmendes Schweigen hüllte. Vor der Kaminöffnung sitzend, wärmte er sich den Rücken an der Flamme und überlegte gerade, wie er beginnen wollte, da fuhr Micheline, die ihn verstohlen beobachtete, ihn plötzlich an:

„Nun, wo ist denn Ihr Mantel?“

„Mein Mantel? ... Er wird auf dem Flur geblieben sein, denke ich.“

In seiner Freiheit werde ich ihn dort gelassen haben ... Kein Wunder übrigens, denn ich bin noch ganz verblüht über ein Abenteuer, das mir begegnete, nachdem ich Rouilles verlassen hatte.“

Wiederum ein schmolldendes Schweigen. Micheline schien durchaus nicht begierig zu erfahren, was ihrem Herren begegnet war, und dieser Mangel an Interesse brachte Herrn v. Marois ganz aus dem Tode.

„Wie, meine Liebe,“ sagte er mit einschmeichelnder Stimme, „Du bist so wenig neugierig?“

„Warum sollte ich neugierig sein?“ gab die Haushälterin zurück. „Ich bemühe mich gar nicht, Ihnen Ihre Geheimnisse abzuloden.“

„Aber es ist kein Geheimniß, mein Kind! Es ist etwas, das auch Dich angeht. Denke Dir, als ich das Schloß verließ, bin ich zu einem unglücklichen Weibe gerufen worden, das von einem Wagen überfahren worden war!“

Darauf erzählte der Doktor in einem Athemzuge seinen Besuch bei der Forgette, die Verzweiflung der Sterbenden, die Gleichgültigkeit der Holzschläger und schließlich den Tod der Mutter neben der Wiege, in der ihr verlassenes Kind wimmerte. Dann hielt er inne und sah sich umher, als ob er sich auf deren Interesse durch die Erzählung erregt worden war, und die mit feuchtem Augen zuhörte.

„Selbstverständlich,“ sagte sie achselzuckend, „haben Sie es ebenso gemacht wie diese rohen Holzschläger und haben es gesehen lassen, daß das verlassene Kind weiter friere. Das sieht Ihnen ähnlich!“

Das Ende der Welt.

Von Gotthold Schellenberg.

Durch verschiedene Zeitungen ging in der letzten Zeit die traurige Nachricht, daß in etwa 400 Jahren der Menschheit der Athem ausgehen werde. Bis dahin werde nämlich nach Lord Kelvin's Ansicht der auf der Erde vorhandene Sauerstoff verbraucht und damit thierisches und menschliches Leben ausgeschlossen sein. Zur Ergänzung dieser Nachricht um zugleich zur Verhütung ängstlicher Gemüther sollen im Folgenden einige ältere Vorschläge über den bereinigtigen Untergang der Welt, d. h. der Erde oder doch wenigstens des Menschengeflechts mitgetheilt werden. In streng wissenschaftlicher Weise läßt sich zeigen, daß es einem jeden überlassen ist, die Todesart selbst zu wählen, die er sterben oder vielmehr seinen Nachkommen aufhängen will. Die interessantesten früheren Vorschläge in Bezug auf den Untergang der Menschheit sind: Ertrinken, Verdursten, Errieren, Verbrennen. Wenn man dazu noch die neueste Mode des Erdstehens nimmt, die übrigens in anderer Form — Luftmangel in Folge Verlustes der Atmosphäre — auch schon dargelegt ist, so kommt man wirklich in Verlegenheit, welcher man den Vorzug geben soll.

Beginnen wir mit dem Ertrinken. In ständigem Kreislauf erhebt sich aus dem Meer der Wasserdampf zu den Wolken, die Wolken ziehen über Land, der Regen strömt nieder, und von den Bergeshöhen ergießen sich die Wasserströme wieder in's Meer. Die Flüsse führen aber dem Meere in Form von Sand und Schlamm eine ganz erhebliche Menge Land zu. So heißt es in Geobner's Geologie, daß der Rhein jährlich 4, die Rhone 7, die Donau 82, der Indus 446, der Mississippi 352, 682, der Ganges 360,628 Millionen Tonnen Schlamm dem Meere zuführen. Nach Guppy beträgt die Anzahl der Jahre, die zur Abtragung von 1 Mm. im ganzen Fluggebiet notwendig ist, bei der Themse 322, bei der Donau 23, beim Mississippi 20,1, beim Jangtsekiang 12,5, beim Ganges 7,9 bei der Rhone 5,1, beim Hwangho 4,6 und beim Pagar nur 2,4. Für ganz England berechnet wurde einen Höhengewinn von 1 Mm. in 423 Jahren. So werden durch diese Thätigkeit des Wassers die Gebirge mehr und mehr abgetragen, das Meer dagegen zum Steigen gebracht. Freilich finden durch vulkanische und tektonische Kräfte auch Hebungen des Festlandes statt. Aber diese werden einmal ein Ende nehmen, wenn die Erdkruste, die jetzt zum Erdinneren etwa in demselben Verhältnis steht, wie die Schale eines Eis zu seinem Innern, größere Stärke gewonnen hat. Es muß daher einmal ein Zeitpunkt kommen, in welchem alles Festland abgetragen und die Erde rings von Wasser umgeben ist. Da kaum anzunehmen ist, daß die Menschen bis dahin so sehr Temperenzler geworden, daß sie ausschließlich von Wasser zu leben gelernt haben, so werden sie sich eben in das Unvermeidliche fürgewöhnen und von der Weltfläche verschwinden.

Nun zum Gegenstück, zum Verbrennen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß sehr viele Mineralien Wasser aufnehmen, bezw. bei ihrer Bildung brauchen. In großartigem Maße ist z. B. die Umwandlung des Eisenoxids in Eisenerzhydrat auf der Insel Sibir vor sich gegangen, wo der Kohleisenstein von künstlichen Entblühungsstellen aus im Lauf weniger Jahrhunderte bis tief in die feste Masse hinein in Brauneisenerz umgewandelt worden ist; dabei braucht ersterer ein Sechstel seines Gewichtes an Wasser. Einer der energichsten und folgenschwersten derartigen Vorgänge ist die Umwandlung des Anhydrits in Gips, also des wasserfreien Calciumsulfats in das wasserhaltige,

wobei ersterer ein Viertel seines Gewichtes Wasser aufnimmt, ein Prozeß, der, lokal durch gewisse Bedingungen begünstigt, so rasch vor sich gehen kann, daß z. B. die zu Ber in Kanton Wallis auf die Grubenhalde gestürzten Anhydritsteine bereits nach 8 Tagen beginnen, sich zu Gips umzugestalten, und daß die Stollen, welche durch den Anhydrit führen, durch Aufblähung des an ihren Wänden in Gips übergehenden und durch diese Wasseraufnahme sein Volumen vermehrenden Anhydritgesteines fast unfahrbar werden und von Zeit zu Zeit nachgehauen werden müssen. Auch die Entfaltung der sog. Zwerlöcher am südlischen Harzrande ist eine Folge dieser Vorgänge. So bilden sich in der Umgebung von Grönich durch Aufblähung des sich in Gips ver wandelnden Anhydrits dicht neben einander gedrängte bis 1,3 Meter hohe, im Innern hohle, also blasenartige Hügel von schaligem Gips, welche eingestürzt mit dem oben angeführten Namen bezeichnet werden. Bei allen diesen Vorgängen wird das Wasser chemisch gebunden und damit seiner sonstigen Bestimmung entzogen. Wer also wasserführend ist und vor der vorhin geschilberten Todesart durch Wasserüberfluß zurückschreckt, der kann nun annehmen, daß die Wasserbindung in den Gesteinen im Lauf der Zeit einen solchen Umfang annimmt, daß alles Wasser von der Erde verdunstet, so daß allgemeiner Wassermangel die allgemeine Todesursache ist.

Während die beiden bis jetzt betrachteten Todesursachen tellurischer Natur sind, sind die folgenden kosmischer Natur. Der Nordpolfahrer wird das Errieren vorziehen, weil das wenigstens für ihn etwas weiter hinausgeschoben werden kann. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Das Leben auf der Erde bedarf einmal der Wärme. Die Wärme wird gelieft von dem Erinnern und von der Sonne. Nun kühlen sich aber naturgemäß diese beiden Wärmequellen nach und nach ab. Wenn auch noch keine exakten Messungen über die Größe dieser Abkühlung haben gemacht werden können, so unterliegt dieselbe doch keinem Zweifel. Ihre Folge ist natürlich ebenso zweifeltlos, das Thermometer sinkt immer tiefer und tiefer, und schließlich erstarrt alles Leben auf der Erde in Schnee und Eis.

Da Licht aus dem nur eine Hoffnung, nämlich die, daß es vielleicht gar nicht so weit kommt, daß schon vorher die vierte oben erwähnte Mäßigkeit, das Verbrennen, eingetreten ist. Wenn nämlich auch eine Verkürzung der Umkreiszeit der Erde um die Sonne und eine damit Hand in Hand gehende Anhebung der Erde an die Sonne bis jetzt noch nicht mit Sicherheit hat nachgewiesen werden können, so darf doch als sicher angenommen werden, daß eine solche wirklich stattfindet. Man kann sogar mehrere Gründe dafür anführen. Einmal acht es aus der That herab, daß die Masse der Erde sowohl wie die der Sonne durch die Kets in großer Menge auf sie flürzenden Meteoriten vergrößert wird; die hierdurch vergrößerte Anziehungskraft bewirkt auch eine raschere Bewegung und Annäherung. Dann denken manche Umstände darauf hin, daß der Weltbaum nicht absolut leer ist. Die ihn erfüllende, wenn auch äufferst freie Materie muß den sich in ihr bewegend Körpern einen Widerstand entgegenzusetzen, der zwar nur klein ist, sich aber mit der Zeit doch geltend macht. Die Verkürzung der Umlaufzeit des Kometen Ende, die in den letzten hundert Jahren etwa 2 Tage beträgt, glaut man auf ein solches Widerstand leistendes Mittel zurückführen zu müssen. Auf den ersten Blick erscheint es sonderbar, daß ein wiederkehrendes Mittel die Umlaufzeit verkürzen soll. Denn man sich über einen Planeten in seinem Lauf plötzlich gekemmt, so wird er direkt auf die Sonne flürzen. Ein langsame Bremsen seiner Bewegung wird daher eine langsame Annäherung an die Sonne, damit eine Steigerung der Anziehungskraft der Sonne und damit eine Verkürzung der Umlaufzeit zur Folge haben. Ganz gleichgültig aber, welches die Ursache ist, jedenfalls kommen wir zu dem Schluß, daß einmal die Erde auf die Sonne flürzt. Wenn dann nicht schon vorher alles Leben auf der Erde bei der stetig wachsenden Annäherung an die Sonne durch deren Gluth verfannt ist, so wird es jedenfalls ein Ende finden bei dem großen Kladderadatsch, bei dem eine solche Hitze hervorgerufen wird, daß der ganze Stoff verascht wird.

Welches von den geschilderten Ereignissen nun zuerst eintreten wird, und in welcher Zeit etwa, darüber wollen wir keine Entschlüsse treffen. Wie bereits oben gesagt, wollten wir hier nur Vorschläge machen, die Wahl bleibt dem geehrten Leser überlassen.

Abendblätter.

Ob ihnen das recht war, müßten die Frauen wissen. Sie alle in gleicher Kleidung schauen? Es scheint mir doch, daß der Zukunftsstaat Bei den Frauen wenig Freunde hat. A. Roberich.

Spud.

Wenn dich immer quält Was dir noch fehlt, So wird dir zur Last, Was du schon hast. A. Roberich.

— Kindlich, Vater (beim Frühstück): „Pst, ein faules Ei!“ Fröhlich: „Nicht wahr, Papa, das hat ein faules Huhn gelegt!“